

- <sup>100</sup> Elfrid Gleim, Die Musikinstrumentensammlung des Leonhard Paul Grundler, in: Der „schöne“ Klang. Studien zum historischen Musikinstrumentenbau in Deutschland und Japan unter besonderer Berücksichtigung des alten Nürnberg. Ulrich Großmann und Dieter Krickeberg (Hrsg.), Nürnberg 1996, 177.
- <sup>101</sup> Dieter Kirsch, Lexikon Würzburger Hofmusiker vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Würzburg 2002, 52; Oskar Kaul, Geschichte der Würzburger Hofmusik, Würzburg 1924, 102.
- <sup>102</sup> Johann Andreas Stein hatte sich 1750 in Augsburg niedergelassen, fertigte zahlreiche „fortepianos“, auch für Würzburger Kunden, und zählt zu den angesehensten Klavierbauern dieser Zeit.
- <sup>103</sup> Tafelklavier von Fredericus Beck, Sammlung Michael Günther, Schloß Homburg am Main, Inventar Nr. 8
- <sup>104</sup> Wie Anm. 8.
- <sup>105</sup> Washington, Smithsonian Institution, National Museum of American History, Inventar Nr. 303.538.
- <sup>106</sup> Nürnberg. Germanisches Nationalmuseum, Inventar Nr. MIR 1147. Signatur: „Nro [203] / invenit et fecit / Georg Ludwig Krämer / Hochfürstlich, Bambergischer Hof = Orgel / und Instrumenten Baumeister 17[88].“
- <sup>107</sup> Würzburg, Mainfränkisches Museum, Inventar Nr. H. 7820. Detaillierte Beschreibung durch den Verfasser im Katalog zur Ausstellung: Hans-Peter Trenschele (Hrsg.), „... meine angenehmste Unterhaltung“ – Musikinstrumente und Musikalien aus fränkischen Sammlungen, Würzburg 2003, 171 f.
- <sup>108</sup> Wie Anm. 17.
- <sup>109</sup> Wie Anm. 17.
- <sup>110</sup> Vgl. Sabine Katharina Klaus, Der Instrumentenmacher Johann Matthäus Schmahl (1734–1793) im Spiegel der Ulmischen Intelligenzblätter, in: *Musica Instrumentalis*, Bd. 1, Nürnberg 1998.
- <sup>111</sup> Vgl. Michael Günther, Wer baute die Tafelklaviere in Form einer liegenden Harfe, in: *Musica Instrumentalis*, Bd. 2, Nürnberg 1999.
- <sup>112</sup> Verkaufsanzeige, *Ulmisches Intelligenzblatt*, 3. Februar 1780.

Gerhard Wulz

## Kissingens Schreckenstag – der 10. Juli 1866

*Ein Augenzeugenbericht von Amelie Ihl*

Wer schon einmal Kriegsgeschehnisse miterlebt hat, weiß wie stark sie sich in das Gedächtnis einbrennen, wie sie immer wieder zurückkehren und erzählt werden wollen. So erging es auch den Menschen, die am 10. Juli 1866 ein Gefecht mit immerhin ca. 350 Toten und 1000 Verwundeten während des Deutschen Krieges in Kissingen miterlebten. Bekannt sind die Berichte von Mathilde Panizza, J. Heinemann und Dr. Oskar Diruf aber auch die geschichtliche Aufarbeitung durch Theodor Fontane, der die Kissingener Vorgänge zwar nicht miterlebte, aber Zeitzeugen befragte.

Die Niederschrift einer Zeitzeugin aber wurde noch nie veröffentlicht, sie schildert die Geschehnisse des 10. Juli und der Tage

danach vor allem aus der Sicht der Privatpersonen und deren Belastungen sehr eindringlich, so dass ein lebendiges Bild dieses und der folgenden Tage entsteht. Bei der Chronistin handelt es sich um Amelie Ihl (1854–1901), die sich 1884 entschloss, eine Familienchronik ihrer Familie niederzuschreiben und festzuhalten, was sie über ihre Familie wusste oder durch Erzählungen erfahren hatte. Die Eindrücke des 10. Juli waren für sie so stark, dass sie in dieser Chronik ihren Niederschlag fanden.

Amelie Ihl, die unverheiratet blieb, im Tapeten- und Dekorationswarengeschäft ihres Bruders Adam mitarbeitete und in dessen Familie mitlebte, war die Tochter des Apothekers Johann Baptist Ihl (1807–1865) und

seiner Frau Magdalena, geb. Maas (1818–1893). Ihr Vater stammte aus Orb, lernte dort Apotheker und studierte dann in Würzburg, wo er den Medizinstudenten Karl Boxberger kennen lernte. Auf dessen Wunsch hin führte er die Kissinger Boxberger Apotheke (1830). So kam die Familie nach Kissingen. Amelies Bruder Ernst wurde ebenfalls Apotheker, arbeitete beim Vater mit, gründete dann aber 1868 die zweite Kissinger Apotheke, die als Ludwig-Apotheke noch heute existiert. Ernst Ihl arbeitete auch für Elisabeth v. Österreich (Sisi) bei ihren Kuraufenthalten und erhielt den Titel eines königlich-kaiserlichen Hoflieferanten. Die Eltern Amelies wohnten zunächst im Boxbergerschen Haus, bauten dann aber in der Theresienstraße selbst ein Haus (heute verändert Kurheim Rosengarten, Theresienstr. 22). Damals war, wie heute wieder, die Sicht auf Saale und Saalewiesen unverbildet, so dass die „Fremdenwohnungen“ schnell einen guten Ruf bekamen und von berühmten Leuten wie Großfürst Michael (Bruder des Zaren), Varnhagen von Ense (Diplomat), Miller (Weltumsegler), Jenny Lind (Sängerin), Emilie v. Gleichen Rußwurm (Schillertochter) besucht wurden. Soviel zur Person der Amelie Ihl und ihre Familie, die in dem Bericht erwähnt wird.

Der Deutsche Krieg entstand aus einem Streit zwischen Österreich und Preußen um die Frage der Bundesreform und der Mobilisierung der Bundesarmee am 14. 6. 1866, wobei es letztendlich um die Gründung eines Deutschen Reiches mit oder ohne Österreich ging. Österreich war mit Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Hannover, Hessen-Darmstadt, Kurhessen und Nassau verbündet, Preußen mit den meisten norddt. Mittel- und Kleinstaaten und mit Italien. Obwohl Preußen bei Königgrätz am 3. 7. bereits den entscheidenden Sieg erringen konnte, ging der Krieg weiter und so kam es am 10. 7. zum Gefecht in Kissingen und seiner Umgebung. Der nun folgende Zeitzeugenbericht wurde nur wenig gekürzt und in der Originalorthografie belassen:

„Indessen war das Frühjahr 1866 herangekommen und mit ihm die Kriegsunruhen, die uns so schwer heimsuchen sollten. [...] Es

finden fortwährend Truppendurchzüge statt, die uns häufig Einquartierung brachten, und der Kriegsschauplatz rückte Franken immer näher. Bald hieß es auch, daß die Preußen bei Brückenau seien, und es war nun sehr geraten, sich auf's Schlimmste gefaßt zu machen und demgemäß seine Vorkehrungen zu treffen. So wurden denn in einer Nacht alle Werthsachen, die wir besaßen, in einer verlötheten Blechbüchse geborgen, in der Speisekammer unter einer großen Kiste eingegraben. Bei der Lage unseres Hauses war sehr zu befürchten, daß dasselbe zur Vertheidigung der Saalebrücke werde vonnöthen sein. Um uns deshalb möglichst vor Schaden zu schützen, trugen meine Geschwister alle Möbel aus den nach der Saale zu gelegenen Räumen heraus und in die Rückwärtszimmer, und zwar, um die wenigen, im Hause noch anwesenden Kurgäste nicht zu beunruhigen, spät in der Nacht und mit ausgezogenen Schuhen. Auch hatte Mutter sämtliches Weißzeug zum Forttragen richten, das heißt in Bündel zusammenschnüüren lassen, und die Apotheke mit einem größeren Vorrath von Lebensmitteln versehen, weil hier unsere Zuflucht im Falle der Noth sein sollte.

Am 9ten Juli hatten wir 25 Mann Einquartierung. Dieselben waren sehr abgemattet und hatten sich eben zur Ruhe gegeben, als sie durch Generalmarsch-Schlagen auf's Neue alarmiert wurden. Das Militär marschierte über die Brücke, um gegen Norden zu ziehen, wurde aber durch eine, ihm entgegeneilende Staffette veranlaßt, umzukehren und sich zurück in die Stadt zu wenden. Ein Hauptmann drang mit 150 Mann in unser Haus, um dasselbe, wie wir befürchtet hatten, zur Vertheidigung der Brücke (Ludwigsbrücke – der Verf.) zu besetzen. Nachdem seine Mannschaft den ganzen Inhalt des Speichers, der Feuersgefahr während der etwaigen Beschießung wegen, herunter in den Garten geräumt hatten, besetzten sie sämtliche, nach der Saale zu gelegenen Fenster, deren Scheiben sie aus hoben und im Keller, alle aufeinander gelehnt, aufstellten. Hierauf ersuchte der Hauptmann unsre Mutter, mit ihrer Familie das Haus zu verlassen und anderswo Schutz zu suchen. Jede Widerrede war erfolglos, so nahm denn Mutter Vaters Bild von der Wand

herunter mit sich und verließ mit uns das Anwesen, in welchem sie in diesem Augenblicke nichts zu gebieten hatte. Wir wandten uns in die Apotheke, nur Tante Katharine Maas, welche damals einige Zeit bei uns lebte, blieb, trotz unserer Bitten, noch im Haus, bis sie auch die Betten und das letzte Kleidungsstück für uns weggeräumt und in der Apotheke geborgen hatte. Auf Mutters Bitten, sich der Gefahr nicht länger auszusetzen, erwiderte sie: „Bringe Du Dich in Sicherheit, denn Dein Leben ist für Deine Kinder nötig, das meine aber hat nicht so großen Wert.“ Ein Ehepaar aus Frankfurt, welches zum Kurgebrauch bei uns wohnte, war mit uns ausgezogen; wir verbrachten die Nacht in den zwei Zimmern, die zur Apotheke gehörten, auf dem Sofa, dem einzigen Bett und auf dem Fußboden verteilten Matratzen oder Kopfkissen liegend, wo wir gerade ein freies Eckchen fanden. Bruder Otto war die Nacht über in unserm Hause verblieben.

Am andern Tag, dem 10. Juli, morgens zwischen 8 und 9 Uhr begann das Gefecht. Eine der ersten Granaten, welche abgeschossen wurden, platzte auf dem Pflaster vor der Apotheke, ein Splitter davon flog durch das offene Fenster derselben und verwundete unseren Hausknecht an der Stirn, gleichzeitig traf ein weiter hereinfliegender Splitter den, mitten in der Apotheke stehenden Gehilfen Franz Dejosez, in's Herz, so dass derselbe sofort tot zusammenbrach (die Version, dass ihm der Kopf abgerissen wurde, ist damit widerlegt – der Verf.).

Auf diesen schrecklichen Vorfall hin beschloss man, eiligst in den Keller zu fliehen. Alle waren schon unten, nur Ernst hatte nochmals nach dem erschlagenen Gehilfen gesehen, sich zu vergewissern, dass derselbe wirklich tot, und war eben im Begriffe, ebenfalls in den Keller hinab zu steigen, als eine zweite Granate in die Apotheke einschlug und einen Pfeiler, nebst daran stehender Stellage mit sämtlichen Büchsen und Gläsern zertrümmerte. [...] Gegen 2 Uhr nachmittags hatte das Schießen und Schreien bedeutend nachgelassen, man merkte, dass der Straßenkampf sich vor die Stadt hinaus, nach dem Kirchhof hin gezogen hatte, und glaubte nun, den Keller verlassen zu dürfen.

Da, wo heute das Verkaufslokal der Hofapotheke ist, war damals eine große, von steinernen Säulen getragene Halle, und neben dieser, in dem von der Straße aus rechts gelegenen Zimmer war die Apotheke, von besagter Halle durch eine Glastüre getrennt. Als wir nun aus dem Keller herauf wieder ans Tageslicht kamen, und man als erste Arbeit unternahm, in der Apotheke die Spuren der darin stattgehabten schrecklichen Vorgänge zu beseitigen, bot sich durch die Glastüre außen in der Halle ein jämmerlicher Anblick dar. Dieselbe war ganz mit Verwundeten und Sterbenden angefüllt, zwischen denen Ärzte und Krankenpfleger hilfeleistend sich bewegten. Bruder Otto war im elterlichen Hause geblieben, hatte erst die Haustüre verbarrikadieren und dann Verwundete forttragen helfen nach den Verbandsplätzen. Als er nirgends mehr helfen konnte und sein Leben immer mehr gefährdet sah, bahnte er sich mit Mühe den Weg durchs Militär, und verweilte mit uns im Keller. Nach beendetem Gefechte eilte er mit den Brüdern ins elterliche Haus, um mit ihnen zusammen die 9 Soldaten, welche im Hause gefallen waren, womöglich erst zu beseitigen, ehe Mutter in dasselbe zurückkehre. Als nun dieselbe gegen 5 Uhr nachmittags ihr Heimwesen zum ersten Male wieder betrat, boten sich ihr die trostlosesten Anblicke dar: Das Dach des Hauses war von Kugeln ganz durchlöchert, der Gartenzaun umgerissen, im Hofe vor der Haustüre eine große Blutlache, in der nächstliegenden Gartenlaube, unter allem möglichen Speichergerümpel, auf einem Bund Stroh zwei tote Bayern, die man noch nicht hatte fortschaffen können. Beim Eintritt ins Waschhaus fand sich, dass die Bayern in der letzten Nacht daselbst im Waschkessel Fleisch gesotten hatten, das daselbst übergekocht und das ganze Waschhaus in Folge dessen mit geronnenem Fett übergossen war. In den beiden oberen Etagen zeigten sich überall Blutlachen, die Tapete des Wohnzimmers, in jenem Frühjahr für 120 Gulden neu tapeziert, hing, durch 30 Flintenschüsse zerfetzt, herunter; fast alle Zimmertüren der Saalfront waren mehrfach durchschossen, und durch die, im Keller aufeinander getürmten Fenster war eine Kugel gedrungen und hatte sämtliche Scheiben, 68 an der Zahl, zertrümmert. Alles ringsum war mit abgeworfenen Tornistern

besät, welche die fliehenden Bayern zurückgelassen hatten. Trotz dieses Zustandes hatten sich 40 feindliche Soldaten im Hause einquartiert, die, zum Teil auf die roheste Weise und ohne Einsicht für der Mutter verstörten Haushalt\* Verköstigung forderten. Auf der Wiese vor dem Hause hatte man Biwakfeuer angezündet, und einige hundert Soldaten verbrachten dort die Nacht; auch diese verlangten noch von uns Lebensmittel, ja, ein Betrücker aus der Zahl der im Hause Einquartierten warf ihnen sogar durchs Fenster Betten hinaus, damit sie auf ihrer Wiese auch etwas zum Ruhen hätten. So verging fast die ganze Nacht mit Kochen, Auftragen etc., wobei die Soldaten gegen meine, in der Küche tätige Schwester Mathilde so ungezogen und dreist waren, dass Tante Kaharine Maas und Bruder Otto sich immer zu ihrem Schutze in ihrer Nähe aufhalten mussten.

Die nächsten Tage, nach Abzug der feindlichen Soldaten, gingen damit hin, die Zerstörungen im Hause, sowie das Blut und den ungeheuren Schmutz zu beseitigen, eine Arbeit, die Mutter und Mathilde eigenhändig besorgten, da sämtliche Dienstboten, am Abend nach dem Gefechte beim Anblick der schrecklichen Spuren, die der Krieg in unserem Hause hinterlassen, entlaufen waren. Neben diesen Geschäften galt es noch, ganze Kessel voll Suppe und womöglich auch Fleisch für die armen bayrischen Gefangenen zu kochen, die, mehrere hundert an der Zahl, in der alten Stadtkirche, der Marienkapelle und dem Theatergebäude eingesperrt waren. Da es in jener Zeit sehr heiß war, richtete der Magistrat ein besonderes Augenmerk auf die schleunige Beerdigung der Gefallenen, die auf Berg und Tal, besonders in den Wäldern, umherlagen. Die jungen Männer von Kissingen halfen fleißig hierbei, und so hat auch Bruder Otto tagelang die Fluren mit durchstreift, bei diesem traurigen Geschäfte hilfreich zu sein. Auf dem Stationsberge, nächst der 5ten Station, zeigte ein eisernes Kreuz das gemeinsame Grab von 2 Bayern und 3 Preußen; Otto hatte sie aufgefunden, 2 davon hielten sich, obwohl tot, mit der einen Hand gegenseitig am Kragen, die andere war, wie zum Schlage ausholend, fest geballt. Es war unmöglich, beide

Leichname von einander los zu lösen, sie mussten so begraben werden.

Da alle größeren Privathäuser als Lazarett gebraucht und fast überfüllt waren, so dass man die Masse Verwundeter nicht unterbringen konnte, musste man, um diesem Mangel abzuhelfen, auch den Conversationssaal (heute Rossinisaal – der Verf.) und die Collonaden zu diesem traurigen Zwecke einrichten. In ersterem stand Bett an Bett, sogar auf dem Diwan am oberen Ende des Saales lagen die verwundeten Soldaten und die ganze Länge des bedeckten Ganges war mit auf der Erde auf Kissen und Matratzen gebetteten Verwundeten angefüllt. Über jedem Lager war an der Wand eine Bleistiftnotiz über den Namen des Inhabers und das Regiment, zu dem er gehörte angebracht. Die nach dem Kurgarten gerichteten, offenen Bogen der Collonaden waren mit dichten Rouleaux versehen, die Kranken wenigstens vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. In diesem Lazarett verweilte Bruder Ernst die ersten Nächte nach dem Gefechte als Krankenwärter, und auch meine Schulfreundinnen und ich haben manchen freien Nachmittag dort zugebracht, den Pflegerinnen mit allerhand kleinen Dienstleistungen, besonders mit dem Herumreichen kühlender Getränke an die Kranken, zur Hand zu gehen. War einer der Leidenden seinen Wunden erlegen, so zog man ihm die wollene Decke übers Gesicht und ließ ihn, bis die Nacht hereingebrochen, so zwischen seinen Kameraden liegen. Es gewährte uns Kindern einen eigentümlichen schauerlichen Reiz, diesen Verstorbenen die Decke vom Gesichte zu heben und dasselbe zu betrachten. 4 Wochen waren nötig, die Spuren des 10ten Juli in unserm Haus zu vertilgen; nach Ablauf dieser Zeit füllte sich dasselbe nochmals ganz mit Kurgästen, meist guten alten Bekannten.“

Hier endet Amelie Ihls Bericht über das Gefecht und ihre Erlebnisse; sie schildert nun wieder Familienereignisse. Bereits mit 47 Jahren starb sie, nachdem ihr Leben „viele Kümmernisse“ hatte, wie der Grabstein, des elterlichen Grabes auf dem Kapellenfriedhof berichtet.

**Quelle:** Amelie Ihl, Familienchronik 1884

## Ritterlichkeit im Zeichen des Schwanen

*Einst bedeutend für Franken und Süddeutschland: der Schwanenorden*

Hochherzig, hilfreich, tapfer, treu: Das waren die ritterlichen Ziele der Stauferzeit. Als mit dem Rittertum im 15. Jahrhundert auch dessen Ideale unterzugehen drohten, sollten Ordensgründungen eine geistige Erneuerung anfachen – wie der Schwanenorden in Franken.

Dessen ideelle Wurzeln lagen freilich in der Mark Brandenburg. Dort stiftete der Hohenzollern-Kurfürst Friedrich II. schon 1440 eine ritterliche Ordensgemeinschaft, um „den rohen märkischen Adel, der seinen Genuß in wüsten Zechgelagen fand, zu einem frommem Leben zu veranlassen“ – so Dr. R. Graf Stillfried und S. Haenle in einem Beitrag für die „Hohenzollerschen Forschungen“, die 1881 in Berlin erschienen und heute als dickleibiges Kompendium im Stadtarchiv Ansbach aufbewahrt werden.

Auch Kurfürst Friedrich erhoffte sich von der „Schwanengesellschaft Unserer Lieben Frauen Kettenträger“ die Wiederbelebung jener ritterlichen Prinzipien, die in der Zeit aufkommender Feuerwaffen und zunehmender Kriegswirren von allgemeiner Sittenverwilderung bedroht wurden. Die Ordensinsignien waren in den ausführlichen Statuten von 1443 festgelegt: Das Bildnis der Jungfrau Maria im Strahlenkranz, die mit dem göttlichen Kind auf einem nach oben gekehrten Halbmond stand, hing an einer weißen Binde (Dwele), die an einer goldenen oder silbernen Brustkette befestigt war; darunter befand sich an einem gezackten Kettenteil die Darstellung eines Schwans mit ausgebreiteten Flügeln – Symbol der Reinheit und zugleich religiöses „memento mori“: Denn der Schwan ahnt und beklagt seinen Tod im voraus.

Streng regelten die Statuten auch ritterliches Verhalten und tägliche Pflichten der Ordensgemeinschaft, deren Zahl anfangs auf 30 adlige Männer und sieben Frauen begrenzt

war – allesamt mit mindestens vier untadeligen Ahnen, „geboren zu Schild und Helm“. Die tägliche Hingabe an die Gottesmutter, wahres Rittertum und christliches Verhalten hatten die Lebensführung der Ordensmitglieder zu bestimmen: „In der Gesellschaft soll kein Trinker oder unkeuscher Mensch sein, da solche Sünd' und Bosheit nit zum Dienst der hl. Maria paßt“.

Bereits wenige Jahre nach der märkischen Ordensstiftung führte Friedrichs machtbewußter Bruder, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach, die Rittervereingung 1459 in seiner Residenzstadt Onolzbach ein. Der Schwanenorden „fränkischer Zunge“ gewann rasch Zuwachs aus Mittel- und Süddeutschland, und in den Ordenslisten erschienen bald die glanzvollsten Namen; sogar Monarchen wie König Christian von Dänemark, König Mathias von Ungarn und Herzog Friedrich von Liegnitz dienten unter dem Schwanen-Emblem den Idealen edler Ritterlichkeit.

Albrecht Achilles stand damals auf der Höhe seiner Macht, so daß selbst Papst Pius II. in ihm den „bedeutendsten deutschen Fürsten“ erkannte. Aber ganz uneigennützig waren die Ziele des Markgrafen nicht, wie auch die „Hohenzollerschen Forschungen“ von 1881 einräumen: Sah Albrecht Achilles im Schwan doch gleichzeitig „ein Sinnbild der Unabhängigkeit und Freiheit Frankens“ – und gewiß auch ein willkommenes Instrument, den politischen Einfluß der Hohenzollern in Süddeutschland zu stärken.

Der Tod von Albrechts erster Gemahlin Margaretha von Baden veranlaßte den Markgrafen, für die verstorbenen süddeutschen Ordensmitglieder eine fränkische „Tochterkirche“ zu wählen. Dr. Günther Schuhmann, langjähriger Leiter des Nürnberger Staatsarchivs, notiert in seinem 1980 erschienenen